

DEMOGRAFISCHE FORSCHUNG

Aus Erster Hand

Eine gemeinsame Publikation des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung, des Rostocker Zentrums zur Erforschung des Demografischen Wandels, des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, des Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und des Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital.

Editorial

Was die Lebensqualität im Alter erhöht

Eine wichtige Frage ist, wie sich die seit Jahrzehnten steigende Lebenserwartung zur Lebensqualität verhält: Wird man im hohen Alter auch körperlich fit sein und geistig rege bleiben, wird man die gewonnenen Jahre genießen können? Gabriele Doblhammer vom Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels und ihre Kollegen sind in einer vor kurzem veröffentlichten Studie auf einen interessanten Faktor gestoßen: Basierend auf Daten der SHARE-Umfrage berichten die Forscher, dass die wirtschaftlichen Bedingungen im Jahr der Geburt einen entscheidenden Einfluss auf die kognitiven Fähigkeiten einer Person im Alter haben. Im Vergleich zu Individuen, die während einer Rezession geboren wurden, haben Personen, die in einem „Boom“-Jahr zur Welt kamen, eine höhere Chance, auch im Alter ihre kognitiven Fähigkeiten zu erhalten. Selbst nach statistischer Kontrolle für das Alter, Bildung, Familienstand und weitere bekannte Faktoren für die Gesundheit blieb dieser Einfluss erhalten. Wie hoch der Effekt ist und welche Gründe die Wissenschaftler als ursächlich betrachten, können Sie auf den Seiten 1 und 2 des Newsletters nachlesen.

Wenn beide Partner in einer Beziehung ein Kind haben möchten, ist der Entscheidungsprozess für ein Baby unkompliziert. Wie verläuft dieser Prozess jedoch, wenn sich die Partner uneins sind? Maria Rita Testa vom Vienna Institute of Demography hat festgestellt (S. 3), dass es einen großen Unterschied macht, ob ein Paar bereits ein Kind hat oder (noch) kinderlos ist. Wie die Studie deutlich macht, entscheiden sich kinderlose Paare trotz der divergierenden Vorstellungen häufiger für ein Baby als diejenigen, die bereits ein Kind haben.

Einsamkeit hat für die Lebensqualität des Menschen als soziales Wesen eine große Bedeutung. Wie Maria Rita Testa verwendet Robert Naderi vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung den „Generations and Gender Survey“. Zusammen mit seiner niederländischen Kollegin Tineke Fokkema hat er herausgefunden, dass sich ältere Personen, die aus der Türkei zugewandert sind, häufiger einsam fühlen als in Deutschland geborene Senioren. Wie auf Seite 4 nachzulesen ist, könnte dies unter anderem an der schlechteren gesundheitlichen Situation liegen.

Roland Rau

Altersdemenz

Das erste Lebensjahr prägt

Eine boomende Wirtschaft bei der Geburt erhöht die Chance, im Alter geistig fit zu bleiben

Bis zum Jahr 2050 wird sich die Zahl der Demenzkranken mehr als verdreifachen, von derzeit 35 auf 115 Millionen Menschen. So prognostiziert es der jüngste Welt-Alzheimer-Bericht. Ein Team um die Rostocker Demografin Gabriele Doblhammer hat jetzt untersucht, wie die Wirtschaftslage in den ersten Lebensjahren die kognitiven Fähigkeiten im Alter beeinflusst.

Allein in Deutschland leben derzeit rund 1,4 Millionen Menschen mit einer Demenz. Im Jahr 2050 werden es 2 bis 3 Millionen sein, schätzen Wissenschaftler des Rostocker Zentrums zur Erforschung des Demografischen Wandels. Die Gründe für diesen Trend sind ebenso einfach wie einleuchtend: Da die Menschen immer älter werden, nehmen Alterskrankheiten wie Alzheimer und andere Formen der Altersdemenz zu. Neue Daten für Deutschland zeigen, dass etwa die Hälfte der über 95-Jährigen an Demenz erkrankt ist.

Mit dem Altern der Bevölkerung werde es zunehmend wichtig zu verstehen, welche Faktoren die geistigen Fähigkeiten der älteren Menschen beeinflussten, sagt Gabriele Doblhammer, die Direktorin des Rostocker Zentrums zur Erforschung des Demografischen Wandels. Gemeinsam mit

ihren Kollegen Gerard van den Berg und Thomas Fritze hat die Demografin untersucht, inwieweit sich die Wirtschaftslage zu Lebensbeginn auf die kognitiven Fähigkeiten am Ende des Lebens auswirkt. Das Fazit der Forscher ist eindeutig: Wer zu Zeiten einer boomenden Wirtschaft geboren werde, habe die besten Chancen, im Alter lange geistig fit zu bleiben, berichten die Wissenschaftler in der Fachzeitschrift PLOS ONE.

Für ihre Studie griffen Doblhammer und ihre Kollegen auf die Daten der europaweiten Umfrage SHARE (Survey of Health, Aging and Retirement in Europe) aus den Jahren 2004 bis 2011 zurück, an der rund 150 Wissenschaftler beteiligt sind. In regelmäßigen Abständen befragen sie mehr als 45.000 über 50-Jährige zu

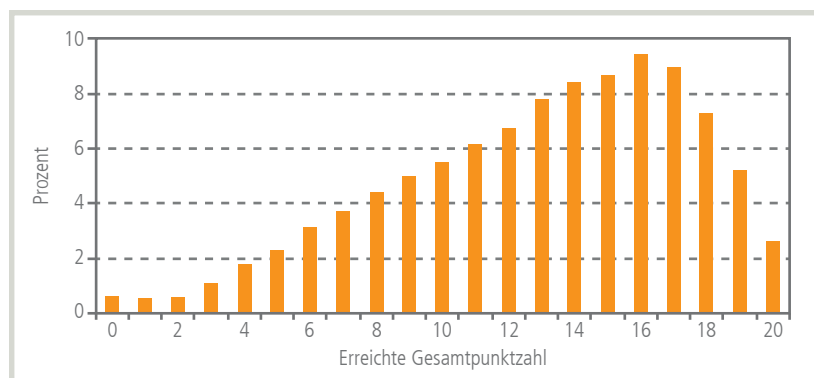


Abb. 1: Die Grafik zeigt die Verteilung der erreichten Gesamtpunktzahl in den Kognitionstests. Untersucht wurden das zeitliche Orientierungsvermögen, das Ultrakurzzeit- und Kurzzeitgedächtnis, die Rechenfähigkeiten sowie die sprachliche Gewandtheit der 17.070 Probanden. Ein Wert unter 15 Punkten weist auf eine kognitive Beeinträchtigung des Getesteten hin. Quellen: SHARE (Wellen 1, 2 u. 4), eigene Berechnungen.

ihrem Leben und untersuchen, wie die Menschen in der Europäischen Union altern.

Das Team um Doblhammer nutzte die Daten von 17.070 Probanden aus zehn europäischen Ländern (Deutschland, Österreich, Schweiz, Belgien, Frankreich, Niederlande, Italien, Spanien, Dänemark und Schweden). Die Befragten kamen zwischen 1900 und 1945 zur Welt und waren zum Zeitpunkt der Interviews mindestens 60 Jahre alt. Um die Ergebnisse der Analyse nicht zu verfälschen, wurden all jene Teilnehmer ausgeschlossen, die während eines Krieges geboren wurden.

Ihre kognitiven Fähigkeiten mussten die Probanden in fünf Kategorien unter Beweis stellen. Untersucht wurden ihr zeitliches Orientierungsvermögen, ihr Ultrakurzzeit- und Kurzzeitgedächtnis, ihre Rechenfähigkeiten sowie ihre sprachliche Gewandtheit. Für jede der gestellten Aufgaben wurden Punkte vergeben, wobei die Teilnehmer am Ende eine Gesamtpunktzahl von maximal 20 erreichen konnten (s. Abb. 1). Bei der Punkteverteilung orientierten sich Doblhammer und ihr Team an der DemTect-Skala. Diese wurde entwickelt, um kognitive Beeinträchtigungen, auch leichte (siehe Glossar), aufzuspüren.

Die Wirtschaftsfrage machten die Wissenschaftler am Bruttoinlandsprodukt pro Kopf fest. Anschließend teilten sie die Jahre des Untersuchungszeitraums in drei Gruppen ein: in Jahre eines Wirtschaftsbooms, in durchschnittliche Jahre und in Jahre einer Rezession.

Für ihre eigentliche Analyse untersuchten die Forscher, wie sich die Wirtschaftsfrage im Geburtsjahr auf die kognitiven Fähigkeiten im Alter ausgewirkt hat. Darüber hinaus prüften sie, ob die Jahre vor und nach der Geburt sowie die Zeiträume drei, zehn und zwanzig Jahre nach der Geburt das spätere Denkvermögen beeinflussen. Bei ihrem Vergleich berücksichtigten Doblhammer und ihre Kollegen unter anderem das Alter der Probanden, ihren Bildungsgrad, die familiäre Situation und den gesundheitlichen Zustand der Teilnehmer (s. Tab. 1).

Es zeigte sich, dass eine boomende Wirtschaft im Geburtsjahr die Chance, im Alter geistig fit zu bleiben, um ein Viertel erhöht – bezogen auf die erreichte Gesamtpunktzahl und im Vergleich zu Probanden, die in einem Rezessionsjahr zur Welt gekommen waren (s. Abb. 2). Insbesondere die Rechenfähigkeiten, die sprachliche Gewandtheit und das Gedächtnis seien durch eine schlechte Wirtschaftsfrage am Beginn des Lebens beeinträchtigt, berichten die Forscher.

	Relative Chance (Odds Ratio)
Bildungsgrad (hoch, Referenz: niedrig)	3,20***
Familienstatus (alleinstehend, Ref.: mit festem Partner)	0,83***
Diabetes mellitus	0,80***
Schlaganfall	0,60***

Tab. 1: Zu sehen sind eine Auswahl an Faktoren, die sich auf die geistigen Fähigkeiten im Alter auswirken. Werte über 1 zeigen an, dass das Denkvermögen positiv beeinflusst wird. Werte unter 1 deuten auf einen gegenteiligen Effekt hin. Die drei Sternchen hinter den Werten zeigen an, dass die Ergebnisse hoch signifikant sind. Stichprobengröße: 17.070. Quellen: SHARE (Wellen 1, 2 u. 4), eigene Berechnungen.

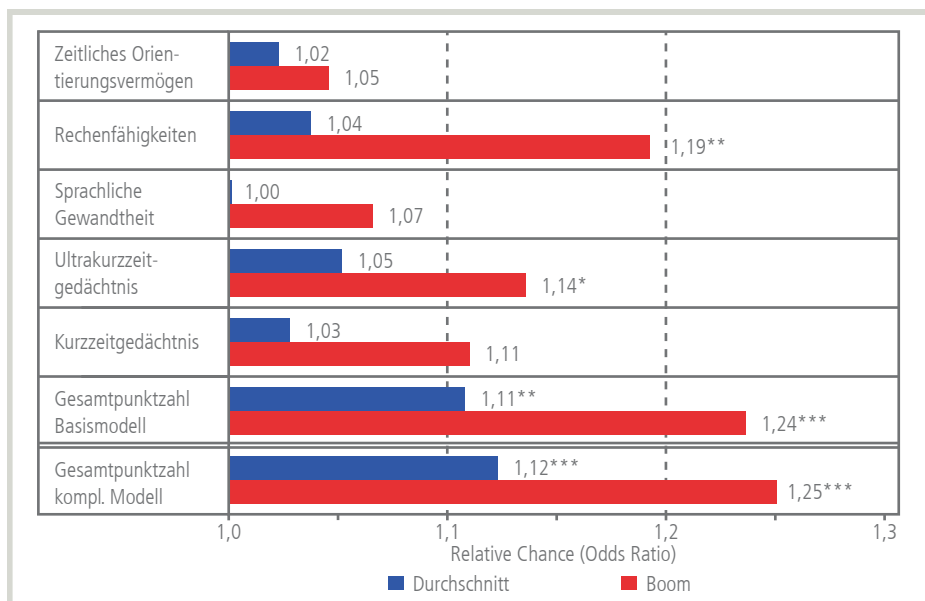


Abb. 2: Das Säulendiagramm zeigt, wie eine durchschnittliche oder gute Wirtschaftsfrage im Geburtsjahr die Chance auf geistige Fitness im Alter erhöht. Als Referenz dienen Geburtsjahre der Rezession (Odds Ratio = 1). Bei der Berechnung des Basismodells wurden Geschlecht, Alter und Herkunftsland der Probanden berücksichtigt. In das komplette Modell sind darüber hinaus der Bildungsgrad, der Familienstatus, die Zahl der Kinder und verschiedene gesundheitliche Faktoren mit eingeflossen. Drei Sternchen deuten auf eine hohe, zwei auf eine mittlere, eins auf eine niedrige Signifikanz hin. Stichprobengröße: 17.070. Quellen: SHARE (Wellen 1, 2 u. 4), eigene Berechnungen.

Ähnliche, wenn auch geringer ausgeprägte Effekte konnte das Team für das Jahr vor der Geburt, nicht aber für das Jahr nach der Geburt ausmachen. Auch im späteren Leben scheint die makroökonomische Lage eines Landes die geistigen Fähigkeiten im Alter nicht mehr zu beeinflussen: Für die Zeiträume drei, zehn und zwanzig Jahre nach der Geburt ließen sich keine statistisch signifikanten Zusammenhänge nachweisen.

Wie stark sich der Einfluss der Wirtschaftsfrage im Geburtsjahr auf das Denkvermögen im Alter bemerkbar machte, war von Land zu Land unterschiedlich. Die deutlichsten Effekte verzeichnete das Team um Doblhammer in Deutschland und Italien, kein Zusammenhang fand sich für Österreich und die Schweiz.

Darüber, auf welche Weise die wirtschaftliche Situation zu Lebensbeginn das menschliche Gehirn so nachhaltig beeinflusst, können die Forscher bislang nur spekulieren. Vermutlich, so schreiben sie, seien sowohl die Babys als auch deren Mütter in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts während wirtschaftlich schwacher Zeiten schlechter ernährt gewesen. Auch der zuhause erlebte Stress der Kinder dürfte aufgrund finanzieller Sorgen der Eltern größer gewesen sein als zu Zeiten, in denen die Wirtschaft boomte. Darüber hinaus sei die gesundheitliche Versorgung in Rezessionsjahren oft mangelhaft gewesen – weshalb die Säuglinge dann womöglich häufiger und länger krank waren.

Frühere Studien haben bereits gezeigt, dass sich eine schlechte Ernährung, Stress und häufige Infektionen im Geburtsjahr auf die Gesundheit im späteren Leben negativ auswirken. Mediziner wissen inzwischen zum Beispiel, dass eine mangelhafte Versorgung des Babys im Mutterleib die Stoffwechselforgänge so beeinflusst, dass das Risiko für Herz-Kreislauf-Leiden und Diabetes im Erwachsenenalter erhöht ist. Diese Krankheiten wiederum vergrößern die Gefahr von kognitiven Beeinträchtigungen und Alzheimer. Womöglich, so schreiben Doblhammer

und ihre Kollegen, wirkten sich die drei Faktoren – Ernährung, Stress und Infektionen – aber auch direkt auf das sich entwickelnde Gehirn des Babys aus.

Ihre Analyse zeige, so lautet das Fazit des Teams, dass in wirtschaftlich schlechten Zeiten vor allem schwangere Frauen und kleine Kinder besondere Unterstützung benötigten. Nur so könnten negative Langzeitfolgen für die geistigen Fähigkeiten der kommenden Generationen vermieden werden.

Mitautorin der wissenschaftlichen Studie:
Gabriele Doblhammer

Glossar

Leichte Kognitive Beeinträchtigung:

Eine Leichte Kognitive Beeinträchtigung, von Medizinern auch als Mild Cognitive Impairment (MCI) bezeichnet, gilt als eine Vorstufe der Altersdemenz. Die Betroffenen sind meist recht vergesslich, dadurch in ihrem Alltagsleben aber kaum beeinträchtigt. Weitere mögliche Symptome sind häufiges Grübeln bis hin zur Depression, leichte Defizite in der Sprache und Planung sowie Geruchsstörungen. Die Abgrenzung der MCI zu einer leichten Demenz ist schwierig, da die Übergänge fließend sind. Bei jährlich bis zu zehn Prozent der Patienten verschlechtern sich die Symptome derart, dass sie anschließend als dement gelten. Bislang gibt es keine Therapie, die das Fortschreiten der MCI aufhalten kann.

Literatur

Doblhammer, G., van den Berg, G. J., Fritze, T.: Economic conditions at the time of birth and cognitive abilities late in life: evidence from ten European countries. PLOS ONE 8(2013)9, e74915. DOI: 10.1371/journal.pone.0074915

Kinderwunsch

Eins ist besser als keins

Paare mit Kind entscheiden sich in der Regel nur dann für ein Baby, wenn beide Partner es wollen. Bei Kinderlosen sieht das oft anders aus

Es ist ein Konflikt, der so manche Partnerschaft belastet: Die Frau will ein Kind, der Mann möchte keins. Oder umgekehrt. Maria Rita Testa vom Vienna Institute of Demography hat untersucht, wie sich ein fehlender Konsens in dieser Frage auf die Familienplanung auswirkt – und was die Entscheidung für ein Kind begünstigen kann.

Wünscht sich einer der Partner ein Kind, der andere hingegen nicht, fällt es vielen Paaren schwer, sich zu einigen. Doch wie gehen sie mit diesem Konflikt um? Wer setzt sich häufiger durch: der Partner, der ein Baby haben möchte, oder der, der keins bekommen will? Und wovon hängt die Entscheidung für oder gegen ein Kind ab? Spielt es eine Rolle, ob das Paar bereits Kinder hat? Oder ob sich beide Partner gleichermaßen um den Nachwuchs kümmern? Und verhütet ein Paar, das sich beim Thema Kinderwunsch uneinig ist?

All diesen Fragen ist Maria Rita Testa vom Vienna Institute of Demography nachgegangen. Für ihre Studie analysierte die italienische Demografin die Ergebnisse der Umfrage „Familienentwicklung in Österreich“ aus dem Jahr 2008. Statistik Austria hatte hierzu im Rahmen des europäischen „Generations and Gender Survey“ rund 5.000 österreichische Frauen und Männer zwischen 18 und 45 Jahren zum Thema Kinderwunsch befragt.

Die wichtigste Beobachtung, die Testa gemacht hat, ist folgende: Ob ein Paar, das sich in dieser Hinsicht uneins ist, eine Schwangerschaft plant oder nicht, hängt stark davon ab, ob es bereits Kinder hat. Bei kinderlosen Paaren fällt die Entscheidung öfter zugunsten des Partners aus, der sich ein Baby wünscht. Hat das Paar bereits Nachwuchs, und sei es auch nur ein einziges Kind, setzt sich hingegen häufiger derjenige Partner durch, der keine Kinder mehr haben möchte. Dabei spielt es durchaus eine Rolle, wie stark die Väter an der Betreuung ihrer Kinder beteiligt sind: Widmen sie ihrem Nachwuchs viel Zeit, entscheiden sich die Paare häufiger für ein weiteres Baby, als wenn sich vorrangig die Mütter um die Kinder kümmern.

Für ihre Studie verwendete Testa die Aussagen von 3.280 Befragten. Sie alle lebten zum Zeitpunkt des

Interviews in einer heterosexuellen Partnerschaft und waren prinzipiell in der Lage, ein Kind zu zeugen oder zu empfangen. Alle Beteiligten hatten zunächst angegeben, ob sie beziehungsweise ihr Partner sich derzeit (noch) ein Kind wünschen. Als nächstes wurden sie gefragt, ob sie beabsichtigen, innerhalb der nächsten drei Jahre (noch) ein Kind zu bekommen. Zusätzlich sollten sie sagen, ob sie derzeit verhüten oder nicht. Bei allen Probanden war zudem bekannt, ob und wie viele Kinder sie bereits haben. Auch verschiedene andere Parameter flossen in die Analyse ein – etwa die Ausbildung der Befragten, die Höhe ihres Einkommens sowie das Ausmaß, mit dem sich beide Partner an der Betreuung bereits vorhandener Kinder beteiligen.

Immerhin 87 Prozent der Befragten gaben an, sich mit ihrem Partner einig zu sein: 76 Prozent wünschten sich ein (weiteres) Kind; für 11 Prozent war die Familienplanung abgeschlossen. 13 Prozent der Befragten waren sich mit ihrem Partner jedoch uneinig. 6 Prozent gaben an, anders als der Partner (noch) ein Kind haben zu wollen; bei den restlichen 7 Prozent war es umgekehrt. „Ob ein Befragter dann tatsächlich plant, innerhalb der nächsten drei Jahre ein Kind zu bekommen, hängt deutlich mehr von den eigenen Wünschen als von denen des Partners ab“, sagt Testa (s. Abb. 1). „Insbesondere Frauen, die noch keine Kinder haben, scheinen sich eher über die Wünsche ihres Partners hinwegsetzen zu wollen als Männer, die sich – anders als ihre Partnerin – ein Kind wünschen.“

Keine Rolle im dem Entscheidungsprozess für oder gegen ein (weiteres) Kind scheint hingegen der sozioökonomische Status der Beteiligten zu spielen. „Ich war eigentlich davon ausgegangen, dass vermehrt diejenigen

Frauen und Männer planen, ihren Kinderwunsch auch in die Tat umzusetzen, die eine bessere Ausbildung oder ein höheres Einkommen als ihre Partner haben“, sagt Testa. „Meine Ergebnisse konnten diese Hypothese allerdings nicht bestätigen.“

Die bloße Absicht der Befragten, auch gegen den Wunsch des Partners ein Kind zu bekommen, bedeutet jedoch nicht, dass sie tatsächlich aufhören zu verhüten: Der Anteil an Paaren, die nicht verhüten, ist nur bei denen groß, die sich übereinstimmend ein Baby wünschen. In dieser Gruppe sind es bei den kinderlosen Paaren 68 Prozent und bei den Eltern 66 Prozent. In allen anderen Gruppen liegt der Anteil an nicht verhütenden Paaren zwischen 10 und 34 Prozent (s. Abb. 2).

„Interessant dabei ist, dass der gemeinsame Wunsch nach einem Kind viel eher dazu führt, dass ein Paar nicht mehr verhütet, als die feste Absicht eines Einzelnen, innerhalb der nächsten drei Jahre ein Kind zu bekommen“, sagt Testa. Womöglich, so spekuliert die Demografin, wollten diejenigen, die den Kinderwunsch haben, ihre Partner erst von den Vorteilen eines (weiteren) Babys überzeugen, bevor sie das Risiko einer Schwangerschaft eingingen.

**Autorin der wissenschaftlichen Studie:
Maria Rita Testa**

Literatur

Testa, M. R.: Couple disagreement about short-term fertility desires in Austria: effects on intentions and contraceptive behaviour. *Demographic Research* 26(2012)3, 63-98. DOI: 10.4054/DemRes.2012.26.3

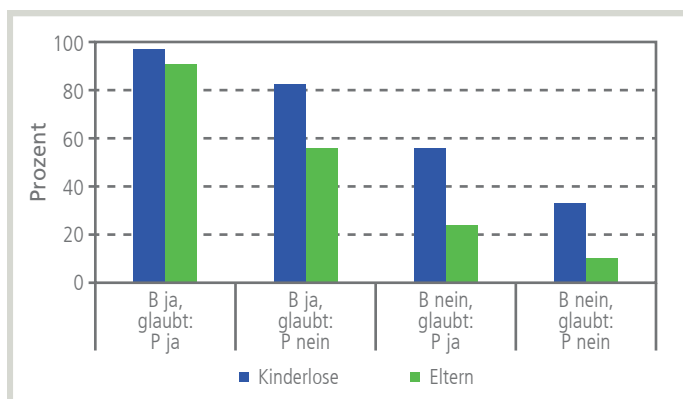


Abb. 1: Das Säulendiagramm zeigt den prozentualen Anteil der Befragten (B), die planen, innerhalb der nächsten drei Jahre ein Kind zu bekommen – abhängig davon, ob sie selbst beziehungsweise der Partner / die Partnerin (P) sich momentan ein Kind wünschen. Unterschieden wird nach kinderlosen Paaren und Eltern. Stichprobengröße: 3.280 (1.354 Befragte ohne Kind, 1.926 Befragte mit Kind/ern). Quelle: Umfrage „Familienentwicklung in Österreich“, eigene Berechnungen.

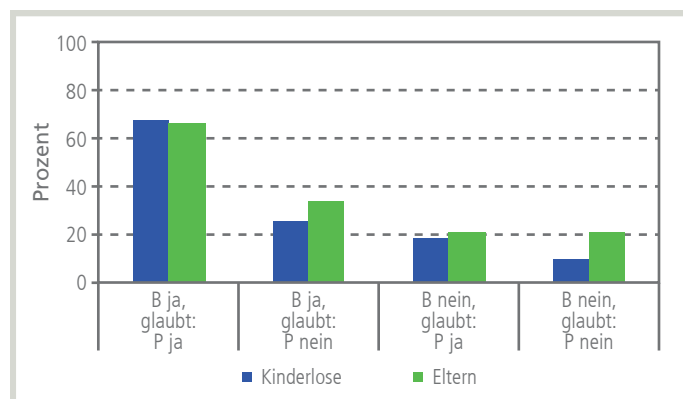


Abb. 2: Das Säulendiagramm zeigt den prozentualen Anteil der Befragten (B), die nach eigener Aussage derzeit nicht verhüten – abhängig davon, ob sie selbst beziehungsweise der Partner / die Partnerin (P) sich momentan ein Kind wünschen. Unterschieden wird nach kinderlosen Paaren und Eltern. Stichprobengröße: 3.280 (1.354 Befragte ohne Kind, 1.926 Befragte mit Kind/ern). Quelle: Umfrage „Familienentwicklung in Österreich“, eigene Berechnungen.

Einsamkeit im Alter

Alt und allein in der Fremde

Türkische Senioren fühlen sich in Deutschland meist einsamer als ältere Menschen, die hier geboren sind

Ist es nur ein Klischee zu glauben, im Alter seien türkische Migranten hierzulande besonders einsam? Ein deutsch-niederländisches Forscherduo ist dieser Frage nachgegangen. Es zeigt, dass die gängigen Vorurteile durchaus begründet sind, und spürt darüber hinaus die Ursachen auf. Demnach machen insbesondere Armut und Krankheit den Menschen zu schaffen.

Anfang der 1960er-Jahre kamen die ersten von ihnen nach Deutschland: junge Türken, die als Gastarbeiter eigentlich nur einige Jahre lang bleiben und dann in ihre Heimat zurückkehren wollten. Doch viele von ihnen sind geblieben, haben ihre Familie nach Deutschland geholt oder in der neuen Heimat eine Familie gegründet.

Lebten 1961 in der alten Bundesrepublik Deutschland nur 6.700 Türken, so war ihre Zahl im Jahr 2011 auf 1.607.000 gestiegen. Inzwischen haben die jungen Migranten von einst das Rentenalter erreicht. Auch wenn viele von ihnen mehrere Monate im Jahr in der Türkei verbringen, haben sie ihren Lebensmittelpunkt meist in Deutschland.

Tineke Fokkema vom NIDI (Nederlands Interdisciplinair Demografisch Instituut) in Den Haag und Robert Naderi vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung in Wiesbaden haben untersucht, wie es den türkischen Senioren hierzulande ergeht. Sie wollten herausfinden, ob sie – wie vielfach angenommen – einsamer sind als ihre Altersgenossen ohne Migrationshintergrund, woran das liegen und was sie davor bewahren könnte.

Die Forscher verwendeten dazu Daten des deutschen „Generations and Gender Survey“, für den in den Jahren 2005 und 2006 rund 10.000 Deutsche und 4.000 türkische Migranten befragt worden waren. In ihre eigene Analyse flossen die Antworten von 3.248 in Deutschland

	Deutsche	Türken
Subjektive Einschätzung der Gesundheit		
schlecht	9,5 %	19,8 %
mittel	31,4 %	39,3 %
gut	59,1 %	40,9 %
Keine chronischen Krankheiten oder physischen Beeinträchtigungen	65,8 %	60,5 %
Bildungsgrad		
niedrig	14,1 %	75,5 %
mittel	57,0 %	20,6 %
hoch	28,9 %	3,8 %
Erwerbstätigkeit	32,3 %	25,7 %
Subjektiv wahrgenommene Einkommenssituation		
niedrig	8,2 %	32,4 %
mittel	51,4 %	55,9 %
hoch	40,5 %	11,7 %
Zufriedenheit mit der Wohnsituation (0 - 10 Punkte)	8,5	7,4

Tab. 1: Vergleich der gesundheitlichen und sozioökonomischen Situation von deutschen und türkischen Senioren im Alter zwischen 50 und 79 Jahren. Stichprobengröße: 3.742 (3.248 Deutsche, 494 Türken). 51,7 % der deutschen und 49,2 % der türkischen Befragten waren Frauen. Quellen: Generations and Gender Survey 2005–2006, eigene Berechnungen.

und 494 in der Türkei geborenen Menschen im Alter zwischen 50 und 79 Jahren ein. Wie einsam sich die Senioren fühlten, wurde anhand der von Jenny de Jong Gierveld entwickelten Einsamkeitsskala ermittelt. Darüber hinaus machten die Befragten Angaben zu ihrer Gesundheit, ihrem sozioökonomischen Status, ihrer Familiensituation und zu ihrem Freundeskreis.

Die Analyse bestätigte, was Soziologen bereits vermutet hatten: Türkische Menschen fühlen sich hierzulande im Alter einsamer als in Deutschland geborene Senioren. 53,6 Prozent der befragten Türken gaben an, dass sie einsam seien. 8,5 Prozent erreichten auf der Einsamkeitsskala sogar den größtmöglichen Wert von sechs Punkten. Bei den Deutschen waren es nur 42,9 beziehungsweise 4,6 Prozent. Berücksichtigten Fokkema und Naderi das unterschiedliche Alter der Befragten, traten die Differenzen noch deutlicher zu Tage.

Die Unterschiede ließen sich vor allem darauf zurückführen, dass türkische Senioren öfter als deutsche an gesundheitlichen Problemen litten, schreiben die Forscher. Zudem sei ihre berufliche, finanzielle und Wohnsituation insgesamt schlechter (s. Tab. 1).

Zwar leben die türkischen Migranten öfter mit einem Ehepartner zusammen (79,1 %) als die in Deutschland geborenen Senioren (69 %). Auch bereits erwachsene Kinder wohnen bei ihnen häufiger im gleichen Haus (32,2 %) als bei den deutschen Probanden (10,6 %), weswegen die türkischen Senioren auch öfter ihre Enkelkinder um sich haben. Dafür seien bei ihnen allerdings die Beziehungen

zu Freunden und Nachbarn weniger intensiv als bei den deutschen Altersgenossen, berichten Fokkema und Naderi. Zudem lebten Letztere zwar seltener mit ihren erwachsenen Kindern unter einem Dach, das schmalere aber nicht die Qualität der Beziehung zu ihnen.

Ihre Analysen hätten gezeigt, dass das Zusammenleben mit einem Partner oder ein häufiger Kontakt zu den Kindern und Enkelkindern die türkischen Migranten im Alter kaum oder gar nicht vor dem Gefühl der Einsamkeit schütze, schreiben die Forscher. Und sie werden noch deutlicher: „Wären die türkischen Senioren in Deutschland so gesund und wohlhabend wie ihre hier geborenen Altersgenossen, würden zwischen den beiden Gruppen keine Unterschiede hinsichtlich ihrer Einsamkeit existieren“, heißt es im Fazit ihrer Studie. Wolle man es den türkischen Migranten erleichtern, am sozialen Leben teilzuhaben, um so ihre Einsamkeit im Alter zu besiegen, müsse man an diesen beiden Punkten ansetzen.

Mitautor der wissenschaftlichen Studie:
Robert Naderi

Literatur

Fokkema, T. and Naderi, R.: Differences in late-life loneliness: a comparison between Turkish and native-born older adults in Germany. *European Journal of Ageing* [First published online: March 6, 2013]. DOI: 10.1007/s10433-013-0267-7

Impressum

Herausgeber: James W. Vaupel, Max-Planck-Institut für demografische Forschung, Rostock

in Kooperation mit

- Gabriele Doblhammer, Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels, Rostock
- Norbert F. Schneider, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Wiesbaden
- Wolfgang Lutz, Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital, Wien

ISSN: 1613-5822

Verantwortlicher Redakteur: Roland Rau (V.i.S.d.P.)

Redaktionsleitung: Anke Brodmerkel

Wissenschaftliche Beratung: Katja Köppen, Roland Rau

Technische Leitung: Silvia Leek **Layout:** Janek Pilzecker

Druck: Stadtdruckerei Weidner GmbH, 18069 Rostock

Anschrift: Max-Planck-Institut für demografische Forschung

Konrad-Zuse-Str. 1, 18057 Rostock, Deutschland

Telefon: (+49) 381/2081-143 **Telefax:** (+49) 381/2081-443

E-Mail: redaktion@demografische-forschung.org

Web: www.demografische-forschung.org

Erscheinungsweise: viermal jährlich

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht notwendigerweise die Meinung der Herausgeber oder der Redaktion wieder. Der Abdruck von Artikeln, Auszügen und Grafiken ist nur bei Nennung der Quelle erlaubt. Um Zusendung von Belegexemplaren wird gebeten.



Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V.